

Ulrich Pfeil

Die „Generation 1910“

Rheinisch-katholische Mediävisten
vom „Dritten Reich“ zur Bundesrepublik

„Wir [...] waren die heranwachsende Privatdozenten-Generation und waren eigentlich ein hochmütiges kleines Volk“.¹ Mit dieser Selbstzuschreibung erinnerte sich der Philosoph Hans-Georg Gadamer an seine Zeit als Privatdozent an der Universität Marburg und unterstützte damit die These, dass „Generationen“ soziale Tatsachen sind, weil Menschen Tendenz haben, „sich als Generationsangehörige [zu] empfinden“.² Gadamer verortete sich individuell in der Gesellschaft bzw. der Universität, doch zugleich kollektiv in einer Gruppe, die innerhalb des universitären Lehrkörpers ihre Interessen und Bedürfnisse vertrat.³ Ihr Ziel innerhalb der Universität war der Lehrstuhl, so dass es für sie galt, weitere wissenschaftliche „Sporen“ zu erwerben,⁴ um auf diesem Wege die Anerkennung der Ordinarien zu gewinnen. Dass der Weg zur Professur jedoch nicht alleine durch die Qualität der wissenschaftlichen Arbeit und den Kontakt zu einflussreichen Vertretern des Faches geebnet wurde, unterstreichen die folgenden Ausführungen

¹ Dieser Beitrag geht auf einen Vortrag zurück, den ich im Rahmen der 32. Wissenschaftliche Jahrestagung des Brauweiler Kreises für Landes- und Zeitgeschichte e. V. am 11. März 2011 in Bad Waldliesborn gehalten habe. Abgedruckt findet sich diese Aussage bei Paul Tillich, Ein Lebensbild in Dokumenten. Briefe, Tagebuch-Auszüge, Berichte (Ergänzungs- und Nachlaßbände zu den Gesammelten Werken V), Stuttgart, Frankfurt/M. 1980, S. 165.

² Ulrike Jureit, Generation, Generationalität, Generationenforschung, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 11.02.2010, URL: <https://docupedia.de/zg/Generation?oldid=75515>, S. 2.

³ Vgl. Sylvia Paetschek, Zur Geschichte der Habilitation an der Universität Tübingen im 19. und 20. Jahrhundert. Das Beispiel der Wirtschaftswissenschaftlichen (ehemals Staatswirtschaftlichen/Staatswissenschaftlichen) Fakultät, in: Helmut Marcon, Heinrich Strecker (Hg.), 200 Jahre Wirtschafts- und Staatswissenschaften an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Bd. II, Stuttgart 2004, S. 1364–1399.

⁴ Vgl. zu diesem Aspekt auch die Hinweise zu Karl Dietrich Erdmann bei Christoph Cornelißen, Karl Dietrich Erdmann: Fortsetzung einer Debatte und offene Fragen, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 61 (2010) 12, S. 692–699, hier S. 697.

von Sylvia Paletschek zu den Karrierechancen von Privatdozenten am Anfang des 20. Jahrhunderts an der Universität Tübingen:

„Andere wichtige Voraussetzungen waren das Geschlecht, d. h. männlich, die richtige Konfession, d. h. keinesfalls jüdisch, möglichst nicht katholisch, die richtige politische Haltung, d. h. nicht sozialdemokratisch oder pazifistisch, die richtige regionale Herkunft bzw. die Wahl des richtigen Habilitationsortes.“⁵

Was Paletschek hier für das Kaiserreich konstatiert, galt in abgeschwächter Form auch für die Weimarer Republik und bekam eine neue ideologische und rassistische Dimension im „Dritten Reich“, als die Habilitation zu einem akademischen Grad degradiert und die Erteilung der Lehrbefugnis von der positiven Entscheidung des Reichswissenschaftsministeriums abhängig gemacht wurde, um die politische Zuverlässigkeit des Kandidaten zu garantieren. Zudem wurde jetzt vom Habilitanden (wie auch von seiner Ehefrau) der Nachweis arischer Abstammung sowie der Dienst in einem nationalsozialistischen Gemeinschaftslager verlangt.⁶

Dass sowohl Doktoranden als auch Privatdozenten in der bisherigen Forschung zur Wissenschaftsgeschichte im „Dritten Reich“ nur eingeschränktes Interesse fanden,⁷ muss überraschen, verspricht die Thematik doch einen besonderen Einblick in den Umgang mit dem Anpassungsdruck in einem Wissenschaftssystem, das die Übernahme der NS-Weltanschauung als Grundlage wissenschaftlicher Tätigkeit einforderte. Wenn sie sich diesem Zwang nicht unterwerfen wollten und sich gegen das Exil entschieden, standen sie vor der Herausforderung, sich mit den für das „Dritte Reich“ typischen Karrieremustern, Karrierestrategien und berufsspezifischen Ritualen auseinanderzusetzen, um zumindest den Fuß in der Tür der Wissenschaft zu behalten.⁸

⁵ Sylvia Paletschek, *Die permanente Erfindung einer Tradition. Die Universität Tübingen im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, Stuttgart 2001, S. 300.

⁶ Vgl. die am 13.12.1934 erlassene „Reichs-Habilitations-Ordnung“, in: *Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Amtsblatt des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der Unterrichtsverwaltungen der Länder* 1 (1935) 1, S. 12 ff.

⁷ Vgl. u. a. Matthias Berg, „Können Juden an deutschen Universitäten promovieren?“ Der ›Judenforscher‹ Wilhelm Grau, die Berliner Universität und das Promotionsrecht für Juden im Nationalsozialismus, in: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 11 (2008), S. 213–227; Ders., *Lehrjahre eines Historikers. Karl Bosl im Nationalsozialismus*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 59 (2011) 1, S. 45–63; Gerhard Neumeier, *Die Habilitanden in der NS-Zeit*, in: Eckhard Wirbelauer u. a. (Hg.), *Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920–1960. Mitglieder, Strukturen, Vernetzungen*, Freiburg/Br. 2006, S. 623–639.

⁸ Michael Grüttner, *Wissenschaft*, in: Wolfgang Benz u. a. (Hg.), *Enzyklopädie des Nationalsozialismus*, München 1997, S. 135–153, hier S. 144.

Dieser Beitrag will den Karrierewegen der beiden Bonner Mediävisten Paul Egon Hübinger (1911–1987) und Eugen Ewig (1913–2006) nachgehen, die weder zu den „Vordenkern der Vernichtung“ gehörten, noch zur „Generation der Sachlichkeit“⁹ bzw. der „Unbedingten“¹⁰ gezählt werden können, sondern zu einer Gruppe junger Mediävisten, tief verwurzelt im katholisch-rheinischen Milieu, die als Mitglieder der „Generation 1910“ die NS-Machtergreifung nicht nur als politische Zäsur, sondern auch als biographischen Bruch verstehen mussten. Sie standen jetzt vor der Frage, ob das NS-Regime ihnen die Möglichkeit bieten würde, trotz ihrer festen Verankerung im katholischen Milieu, die gewünschten beruflichen Ziele zu verwirklichen. Neben Ewig und Hübinger gehörten zum engeren Kreis dieser Gruppe auch Heinrich Büttner (1908–1970), Theodor Schieffer (1910–1992) und Stephan Skalweit (1914–2003), deren gemeinsamer Erfahrungs- und Erlebnishorizont und ihr Beziehungsgefüge dank der persönlichen Nachlässe herausgearbeitet werden konnte.¹¹ Der quellengestützte Blick auf die Biographien dieser Alterskohorte verspricht einen tiefen Einblick in das Verhältnis von Wissenschaft und Politik im „Dritten Reich“, das nicht nur in der Karriere von Historikern in einer „begrifflich schwer faßbare[n] Mischung von Anpassung und Beharrung, von Kontinuität und Diskontinuität“ zum Ausdruck kam. Wenn wir die genannten Historiker in Anlehnung an Walter Erhart als Teil einer akademischen Generationseinheit verstehen wollen, die durch „gesellschaftliche, universitäre und disziplinäre Strukturen und Sozialisierungen determiniert“ sind,¹² gilt es neben generationellen Prägungen den sozio-kulturellen Kontext herauszuarbeiten, um Aufschlüsse über ihr Wissenschaftsverständnis vor dem Hintergrund sich wandelnder politischer Herausforderungen zu erlangen.

⁹ Vgl. Ulrich Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989, Bonn 1996; Ders., ‚Generation der Sachlichkeit‘. Die völkische Studentenbewegung der frühen zwanziger Jahre, in: Ders., Arbeit, Volkstum, Weltanschauung. Über Fremde und Deutsche im 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1995, S. 234–242.

¹⁰ Vgl. Michael Wildt, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamts, Hamburg 2002.

¹¹ Vgl. zu Hübinger, Ewig, Büttner, Schieffer und Skalweit die biographischen Beiträge in Ulrich Pfeil (Hg.), Das Deutsche Historische Institut Paris und seine Gründungsväter. Ein personengeschichtlicher Ansatz, München 2007. Vgl. zur besonderen Rolle der Universität Bonn für diese Gruppe: Matthias Pape, Von Preußen nach Westeuropa. Stefan Skalweit und die Bonner Geschichtswissenschaft 1947–1982, Bonn 2011.

¹² Walter Erhart, Generationen – zum Gebrauch eines alten Begriffs für die jüngste Geschichte der Literaturwissenschaft, in: Jörg Schönert (Hg.), Literaturwissenschaft und Wissenschaftsforschung, Stuttgart 2000, S. 77–100. Erschien auch in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 30 (2000), S. 81–107.

Akademische Prägungen an der Bonner Universität

Der am 4. Februar 1911 in Düsseldorf geborene Paul Egon Hübinger stammte aus einem bürgerlich-katholischen Elternhaus – der Vater war Gymnasiallehrer – und war Kind des Rheinlandes. So war es nicht überraschend, dass er sich 1929 an der Universität Bonn einschrieb und dort Geschichte, Romanistik und Germanistik studierte, unterbrochen durch je ein Semester in München (1930) und Paris (1930/31). Geprägt wurde er während seines Studiums besonders von seinen beiden akademischen Lehrern Ernst Robert Curtius (1886–1956) und Wilhelm Levison (1876–1947). Levison war es, der ihn dazu veranlasste, sich in seiner Doktorarbeit mit dem Thema „Die weltlichen Beziehungen der Kirche von Verdun zu den Rheinlanden“ zu beschäftigen. Nach der Verteidigung seiner Dissertation am 28. Juni 1935 („summa cum laude“) und dem mit sehr gutem Ergebnis abgelegten Staatsexamen ein Jahr später stellte sich für Hübinger die Frage nach seiner beruflichen Zukunft.

Während seines Studiums hatte Hübinger den zwei Jahre jüngeren Eugen Ewig kennengelernt, der am 18. Mai 1913 in Bonn geboren und in einem katholischen Elternhaus aufgewachsen war. Als Hübinger 1931 aus Paris nach Bonn zurückkehrte, erwarb Ewig seine Hochschulreife am humanistischen Beethoven-Gymnasium seiner Geburtsstadt, um im Anschluss an der Alma mater seiner Heimatstadt ein Studium der Fächer Geschichte, Deutsch und Französisch zu beginnen.¹³ Beide jungen Studenten mussten mit ansehen, wie auch die Bonner Universität von nationalsozialistischen Ideen heimgesucht wurde, die unter den Studenten jedoch weit mehr Anklang fanden als unter den Hochschullehrern. Schon 1932 warnte der auch Ewig prägende Ernst Robert Curtius in „Deutscher Geist in Gefahr“ vor dem „vulgären Zerrbild“ des Nationalsozialismus.¹⁴ Während der Bonner Romanist aber nach 1933 trotz aller Kritik in der NS-Presse von den verschiedenen „Säuberungswellen“ verschont blieb, musste Ewig beobachten, wie sein ehemaliger Französischlehrer Hermann Platz (1880–1945), dem Curtius 1924 eine Honorarprofessur verschafft hatte, aus dem Amt gedrängt wurde.¹⁵ Das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung entzog ihm am 7. März 1935 den Lehrauftrag an der Universität Bonn, weil er – wie die Gau-

¹³ Vgl. Ruth Baron, Professor Dr. Eugen Ewig, in: Staats-Zeitung 14 (1963) 52, S. 5.

¹⁴ Vgl. Hans Manfred Bock, Die Politik des „Unpolitischen“. Zu Ernst Robert Curtius' Ort im politisch-intellektuellen Leben der Weimarer Republik, in: Lendemains 15 (1990) 59, S. 16–62.

¹⁵ Vgl. Hans Manfred Bock, Les intellectuels allemands à la recherche de l'Europe et d'une „Allemagne européenne“ de 1945 à 1949, in: Andrée Bachoud u. a. (Hg.), Les Intellectuels et l'Europe de 1945 à nos jours, Paris 2000, S. 91–102, hier S. 93.

leitung Köln der NSDAP urteilte – zu den „typischsten Vertretern des Novembersystems“ zähle und sich durch eine frankophile Grundhaltung auszeichne.¹⁶

Für den Juden Wilhelm Levison wurde der Rassenwahn der Nationalsozialisten schnell zu einer lebensgefährlichen Bedrohung.¹⁷ Zwar erfreute sich dieser renommierte Experte des frühen Mittelalters noch im Sommersemester 1933 ungebrochener studentischer Zuhörerschaft¹⁸ und der Solidarität seiner Kollegen, doch traf auch ihn schließlich der Bann der akademischen Ausgrenzung. Im Jahre 1935 wurde er im Alter von 59 Jahren trotz seiner „überzeugt nationalen Gesinnung“ und gegen den Widerstand der Bonner Fakultät in den Ruhestand versetzt.¹⁹ Ewig erhielt als letzter seiner Schüler noch ein Dissertationsthema („Die Anschauungen des Kartäusers Dionysius von Roermond über den christlichen Ordo in Staat und Kirche“) und wurde auch von Levison weiter inoffiziell betreut, doch für den offiziellen Teil des Promotionsverfahrens musste nun Max Braubach zeichnen, der auf einem Lehrstuhl saß, der seit einer Kabinettsordre von 1853 einem Katholiken zustand. Das Hauptgutachten der Dissertation stammte aber „selbstverständlich aus Levisons Feder“,²⁰ wie sich Ewig aus Anlass des 60. Geburtstages von Braubach erinnerte: „Als mein Lehrer haben Sie meinen Studiengang kaum weniger geleitet als W. Levison, für den Sie ja auch bei meiner Dissertation einsprangen.“²¹ Ewig wie unter anderen auch die beiden weiteren Levison-Schüler Paul Egon Hübinger und Theodor Schieffer hielten in diesen Jahren den privaten Kontakt zu ihrem akademischen Lehrer, dem sie das 1935 erschienene Werk des später im

¹⁶ Zitiert nach Winfried Becker, Wegbereiter eines abendländischen Europa: Der Bonner Romanist Hermann Platz (1880–1945), in: Rheinische Vierteljahrsblätter 70 (2006), S. 236–260, hier S. 253.

¹⁷ Vgl. allgemein: Michael Grüttner, Die Vertreibung von Wissenschaftlern aus den deutschen Universitäten 1933–1945, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 55 (2007) 1, S. 123–186; Ders., Die ›Säuberung‹ der Universitäten. Entlassungen und Relegationen aus rassistischen und politischen Gründen, in: Joachim Scholtyseck (Hg.), Universitäten und Studenten im Dritten Reich. Bejahung, Anpassung, Widerstand, Münster 2008, S. 23–39.

¹⁸ Vgl. Max Braubach, Kleine Geschichte der Universität Bonn 1818–1968, Bonn 1967, S. 45; Dietrich Höroldt (Hg.), Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt 1794–1989, Bd. 4, Bonn 1989, S. 526.

¹⁹ Verschleppung und Ermordung kam er zuvor, weil er gemeinsam mit seiner Frau im April 1939 in die britische Universitätsstadt Durham emigrierte; vgl. Matthias Becher, Yitzhak Hen (Hg.), Wilhelm Levison (1876–1947). Ein jüdisches Forscherleben zwischen wissenschaftlicher Anerkennung und politischem Exil, Siegburg 2010; Jürgen Petersohn, Deutschsprachige Mediävistik in der Emigration. Wirkungen und Folgen des Aderlasses der NS-Zeit (Geschichtswissenschaft – Rechtsgeschichte – Humanismusforschung), in: HZ 277 (2003) 1, S. 1–60.

²⁰ Karl Ferdinand Werner, Zum Geleit, in: Eugen Ewig, Spätantikes und Fränkisches Gallien. Gesammelte Schriften (1952–1973), hg. von Hartmut Atsma, I. Band, München 1976, S. IX–XII.

²¹ Eugen Ewig an Max Braubach, 11.4.1959; UA Bonn, NL Braubach, Bd. 199.

Krieg umgekommenen Carl Erdmann „Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens“ „dedizierten“.²² Im Januar 1938 legte Eugen Ewig das Staatsexamen ab,²³ doch verspürte er aufgrund der politischen Verhältnisse nicht den Drang, nun auch den Weg als Lehrer in die Schule zu gehen. Kurzzeitig verdingte er sich als Nachfolger seines Studienfreundes Hübinger als Bücherwart am Historischen Seminar der Universität Bonn, doch war dies nur ein Notbehelf in einem Findungsprozess, an dessen Ende sich auch Ewig entscheiden musste, welche Richtung er seiner beruflichen Karriere im „Dritten Reich“ geben wollte bzw. konnte.

Das Verhältnis zum französischen Nachbarn

Sowohl bei der Wahl der Studienfächer und der inhaltlichen Ausrichtung des Studiums spielte Frankreich bei Hübinger und Ewig eine entscheidende Rolle. Dass sie nach 1945 zu wichtigen wissenschaftlichen Mittlerpersönlichkeiten zwischen beiden Ländern werden sollten, war in jungen Jahren noch keine ausgemachte Sache. Hübinger erlebte in seiner Jugendzeit die französische Besetzung seiner Heimatstadt Düsseldorf und 1925 die Feier der 1000jährigen Zugehörigkeit der Rheinlande zum Deutschen Reich, die „unter Beteiligung von namhaften Historikern als ›antifranzösisches Festival‹,²⁴ inszeniert worden war. Auch wenn er sich politisch zum Zentrum bekannte, politisierte ihn der deutsch-französische Gegensatz mit seinen spezifischen Ausprägungen im Rheinland²⁵ und ließ auch bei ihm das nationale Herz höher schlagen, wie er gegenüber Braubach im Jahre 1974 bekannte: „Und wie hätte man denn nicht vaterländisch, national gesinnt sein sollen, vor allem hierzulande, wo erst eine *pénétration pacifique* ins Werk gesetzt wurde, dann der Einmarsch ins Ruhrgebiet und die Separatistenbewegung durch die französische Besatzungsmacht offenkundig unterstützt worden ist?“²⁶ Die in dieser Zeit gesammelten Eindrücke und Erfahrungen hatten ihn früh davon überzeugt, „daß die deutsch-französischen Beziehungen ein grundlegendes

²² Vgl. Wilhelm Levison an Paul Egon Hübinger, 14.5.1945; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 77.

²³ Vgl. Zeugnis über die Wissenschaftliche Prüfung für das Lehramt an Höheren Schulen, 21.1.1938; Privatpapiere Eugen Ewig.

²⁴ Willi Oberkrome, „Grenzkampf“ und „Heimatsdienst“. Geschichtswissenschaft und Revisionsbegehren, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXV* (1996), S. 187–204, hier S. 198 f.

²⁵ Vgl. u. a. Gerd Krumeich, Joachim Schröder (Hg.), *Der Schatten des Weltkrieges. Die Ruhrbesetzung 1923*, Essen 2004; Dieter Breuer, Gertrude Cepl-Kaufmann (Hg.), *„Deutscher Rhein, fremder Rosse Tränke?“ Symbolische Kämpfe um das Rheinland nach dem Ersten Weltkriege*, Essen 2005.

²⁶ Paul Egon Hübinger an Max Braubach, 31.12.1974; UA Bonn, NL Braubach, Bd. 202.

Kapitel europäischer Vergangenheit bilden“.²⁷ Diese Einsicht lässt sich auch bei der Vorbereitung seiner Doktorarbeit verfolgen, als er sich – trotz der Belastung der Wissenschaftsbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich als Folge des Ersten Weltkriegs²⁸ – im Jahre 1933 ein weiteres Mal entschloss, den Weg in die französische Hauptstadt zu suchen, um im Département des manuscrits der Bibliothèque nationale zu arbeiten.

Auch bei Eugen Ewig ließ sich eine zögerliche Annäherung an den westlichen Nachbarn feststellen, die zum einen seinem Lehrer Curtius geschuldet war, wie er später bekannte: „Eine aufkeimende Neigung zu Frankreich hat er gefestigt, mein Frankreichbild hat er geprägt und durch die Schärfung des Blicks für Zusammenhänge mit der geistigen Tradition der Antike und der lateinischen Literatur vertieft“.²⁹ Dass Frankreich und auch die französische Sprache schnell zu einer Herzensangelegenheit für den jungen Studenten wurden, lag zudem an persönlichen Erlebnissen, als er 1932 nach einem Ferienkurs in Dijon nach Paris kam und von einem „coup de foudre“ ereilt wurde: „Mein von der Jugendbewegung geprägtes Weltbild wurde zwar nicht ganz verdrängt, aber erheblich korrigiert und relativiert durch das Erlebnis der französischen Metropole“.³⁰ Nach der Promotion gelang es Ewig noch einmal, für drei Monate nach Paris zu fahren, wie er sich 2003 erinnerte: „Es ist heute schwer vorstellbar, was dieser Ausstieg aus dem Gefängnis Deutschland bedeutete“.³¹

Dieses Interesse für Frankreich und die westliche Grenzregion zeigte sich bei Hübinger nicht nur bei der Themenwahl seiner Dissertation, sondern auch in seinen weiteren wissenschaftlichen Arbeiten.³² Sie sind symptomatisch für das

²⁷ Zit. nach: Raymund Kottje, Paul Egon Hübinger. Zu Lebensweg und -werk, in: Paul Egon Hübinger, *Ausgewählte Aufsätze und Vorträge. Beiträge zur Geschichte Europas und der Rheinlande in Mittelalter und Neuzeit*, hg. von Magnus Ditsche und Raymund Kottje, Siegburg 1990, S.XIII–XIX, hier S. XV.

²⁸ Vgl. Gerd Krumeich, *Bruch der Wissenschaftsbeziehungen im Ersten Weltkrieg und die Schwierigkeiten seiner Überwindung*, in: Dieter Breuer (Hg.), *Das Rheinland und die europäische Moderne. Kulturelle Austauschprozesse in Westeuropa 1900–1950*, Essen 2008, S. 29–38.

²⁹ Ewig in seiner Erwiderung auf seine Wahl in die Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften 1978, nachdem Theodor Schieffer die Laudation gehalten hatte: *Jahrbuch der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften 1978*, S. 63.

³⁰ Text der aus Anlass seines 90. Geburtstags von Eugen Ewig in Bonn auf der Akademischen Festveranstaltung in Bonn gehaltenen Rede, 30.5.2003 (Privatpapiere Paravicini).

³¹ Text der am 30. Mai 2003 auf der Akademischen Festveranstaltung in Bonn gehaltenen Rede; Privatpapiere Werner Paravicini.

³² Paul Egon Hübinger, *Beziehungen zwischen Köln und Verdun im Mittelalter*, in: *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 129 (1936)*, S. 79–87; Ders., *Heinrich I. und der deutsche Westen*, in: *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 131 (1937)*, S. 1–23; Ders., *Caesarius von Heisterbach in einer Urkunde des 16. Jahrhunderts*. Zugleich

Verhalten katholischer Historiker während des „Dritten Reiches“. Neben einschlägigen Arbeiten auf dem Feld der Volksgeschichte widmeten sie sich bevorzugt den katholischen Grenzregionen Deutschlands und katholischen Regionen im Heiligen Römischen Reich, so vor allem auch der Geschichte des Rheinlandes.³³ Diese These bestätigt auch das wissenschaftliche Œuvre von Eugen Ewig,³⁴ der seinen ersten längeren wissenschaftlichen Aufsatz 1939 in den „Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein“ veröffentlichte. Diese Wahl war nicht alleine Ausdruck für die regionale Verankerung von Ewig und Hübinger, sondern zugleich von dem Willen bestimmt, wissenschaftliche Standards in einer von den Nationalsozialisten als „klerikales Organ“³⁵ bezeichneten Zeitschrift zu wahren. Hübinger verstand seine Arbeit für den Verein und seine Zeitschrift als Rückzugsort gegenüber den totalitären Ansprüchen der Nationalsozialisten, wie er seinem Doktorvater Wilhelm Levison im Januar 1947 zu verdeutlichen versuchte:

*„Ja, Sie sehen, ‚wir‘ sind in den Annalen, wie im Histor. Verein, ganz unter uns geblieben – soweit neue Mitarbeiter dazu stießen, fügten sie sich dem Stil ein, denn wer dort etwas druckte, wußte, wie eine Arbeit beschaffen sein mußte, wenn er sie uns anbot. Seitdem ich im Herbst 1939 die Schriftleitung übernommen habe, ist auch niemals ein dieses Bild störender Beitrag angeboten worden – und vorher wird’s nicht anders gewesen sein. Die Folgen blieben nicht aus: es gab mancherlei Schikanen und schließlich im Jahr 1944 das Verbot, die Zeitschrift weiter erscheinen zu lassen“.*³⁶

Die repressiven Maßnahmen gegen die Zeitschrift unterstreichen nicht alleine den schmalen Grat, den die Historiker aus dem katholischen Milieu beschritten, wenn sie sich in ihren Schriften nicht den ideologischen Vorgaben des Regimes beugten, sondern deuten auch auf ihre immer geringer werdenden Handlungsspielräume hin. Wer nicht der „intellektuelle[n] Konkordanz zwischen Forschung,

ein Beitrag zur Geschichte der kirchlichen Stiftungen in Veldenz (Mosel), in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 138(1941), S. 122–126; Ders., Zur Geschichte des Kölner Goldschmiedgewerbes im späten Mittelalter, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 142/43 (1943), S. 263–270.

³³ Vgl. Oded Heilbronner, „(...) aber das ‚Reich‘ lebt in uns“. Katholische Historiker unter dem Nationalsozialismus, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte XXV (1996), S. 219–231, hier S. 226 f.

³⁴ Eugen Ewig, Die Anschauungen des Kartäusers Dionysius von Roermond über den christlichen Ordo in Staat und Kirche, Bonn 1936; Ders., Die Wahl des Kurfürsten Joseph Clemens von Cöln zum Fürstbischof von Lüttich 1694, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 135 (1939), S. 41–79.

³⁵ Paul Egon Hübinger an Wilhelm Levison, 10.1.1947; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 4.

³⁶ Paul Egon Hübinger an Wilhelm Levison, 10.1.1947; ibid. Bd. 4.

Propaganda und Annexionsmaßnahmen“³⁷ verfallen wollte, besaß gegen Ende des Krieges immer weniger Publikationsmöglichkeiten und wurde immer stärker marginalisiert. Solange dies aber möglich war, nutzten Hübinger und Ewig die Zeitschrift zur „Auseinandersetzung mit dem Ungeist der Zeit“, die sie – wie aber besonders auch Skalweit – „in verdeckter Sprache über Themen der neueren französischen Geschichte“ führten.³⁸

Das prägende Erlebnis der Archivausbildung

Angesichts der politischen Lage in Deutschland spielten bei der Entscheidungsfindung über den zukünftigen Berufsweg zwangsläufig weniger wissenschaftliche als vielmehr politische Kriterien eine wichtige Rolle. Junge Nachwuchswissenschaftler wurden bei Stellenbesetzungen politisch überprüft, was überdurchschnittlich viele Vertreter des akademischen Nachwuchses zu politischen Zugeständnissen veranlasste, um die Aufstiegschancen zu wahren und das Ordinariat als Krönung einer jeden wissenschaftlichen Karriere doch noch zu erreichen.

Jungen katholischen Historikern stand dieser Weg jedoch nur sehr eingeschränkt offen. Nachdem sich Heinrich Büttner (1908–1970) bereits 1931 entschlossen hatte, am Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung in Berlin-Dahlem (IfA) den dreisemestrigen Ausbildungsgang für den Archivdienst zu durchlaufen, folgten u. a. Paul Egon Hübinger, Theodor Schieffer und Stephan Skalweit im Jahre 1937. Hübingers Entscheidung, befördert durch die Empfehlung von Wilhelm Levison, erklärt Eugen Ewig in seinem Nachruf von 1987 als Konsequenz seiner oppositionellen Haltung während des „Dritten Reiches“.³⁹ In gleiche Richtung geht das Urteil des Hübinger-Schülers Raymund Kottje, der das IfA in seinem Nachruf 1990 als „Tauchstation“ innerhalb der nationalsozialistischen Wissenschaftslandschaft bezeichnete: „Da er den Nationalsozialismus radikal ablehnte, war ihm die akademische Laufbahn verschlossen. Eine Zuflucht bot jungen Gelehrten das Archivwesen“.⁴⁰ Theodor Schieffer beschrieb das IfA in seinem Nachruf auf Hübinger mit folgenden Worten:

³⁷ Peter Schöttler, Die historische ‚Westforschung‘ zwischen ‚Abwehrkampf‘ und territorialer Offensiver, in: Ders. (Hg.), Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945, Frankfurt/M. 21999, S. 204–261, hier S. 215.

³⁸ Pape, Von Preußen nach Westeuropa (Anm. 11), S. 24.

³⁹ Eugen Ewig, Paul Egon Hübinger (1911–1987), in: Francia 15 (1987), S. 1143–1147.

⁴⁰ Kottje, Paul Egon Hübinger. Zu Lebensweg und -werk (wie Anm. 27), S.XIV. Noch wissen wir zu wenig über diese wiederholt als herrschaftsferne Oase in einer braunen Wissenschaftswüste beschriebene Archivschule.

*„Es war eine Stätte gediegener und vielseitiger Fachausbildung [...], politisch aber damals einer der nur punktuell behelligten ‚spezialistischen‘ Freiräume, wie es sie in den totalitären Systemen gab und gibt, gewiß kein Hort des ‚Widerstandes‘, denn nationale Loyalität, dienstliche Korrektheit und äußerer Zwang überdeckten die ‚innere Emigration‘, deren Breite sich, wie überall, so auch im Geheimen Staatsarchiv überhaupt erst bei näherer Vertrautheit erschloß“.*⁴¹

Hübingers Entscheidung veranlasste schließlich auch Ewig dazu, sich am Dahlemer Institut einzuschreiben. Dem Anpassungsdruck entgingen beide jedoch auch dort nicht, denn die Archivarsausbildung sollte in die Verbeamtung münden, die durch einen Parteieintritt spürbar beschleunigt werden konnte. Nachdem Büttner bereits am 1. Juli 1933 der SA beigetreten war, beugten sich auch Theodor Schieffer⁴² und Stephan Skalweit.⁴³ Hübinger gelang es, sich diesem Schritt zu entziehen. Ewig wurde während der Ausbildung aufgefordert, umgehend die Aufnahmeformulare zu unterschreiben, was er auch tat, doch hatte er das Glück, dass diese Entscheidung folgenlos blieb.⁴⁴

Hübinger bezeichnete die Ausbildung zum Archivar selber in einem Schreiben an Horst Fuhrmann vom 14. August 1976 als Karriereumleitung für seine Generation abendländisch-katholischer Historiker, die sich im Nachhinein jedoch als positive Etappe herausgestellt habe:

*„Auch dies ist ein Stück ‚innerer Geschichte‘ des III. Reiches, daß genau 20% eines solchen Kurses heute auf den Lehrstühlen sitzen, nachdem sie sich zu unterschiedlichen Zeiten haben habilitieren können, was sie ohne die Macht ergreifung der NSDAP mit Sicherheit früher und ohne den Umweg über den Archivdienst getan haben würden. Ich habe es stets als eine wichtige Weiche auf meiner Lebensbahn betrachtet“.*⁴⁵

So weit war es im Jahre 1939 aber noch nicht, denn nach dem Staatsexamen im März trat er ab 1. Oktober 1939 seinen Dienst als Assessor am Staatsarchiv in

⁴¹ Theodor Schieffer, Paul Egon Hübinger †, in: Der Archivar 40 (1987) 4, Sp. 637–639, hier 637.

⁴² Vgl. Rolf Grosse, Theodor Schieffer. Ein rheinischer Historiker und seine ‚Begegnung mit der romanisch-französischen Welt‘, in: Ulrich Pfeil (Hg.), Das Deutsche Historische Institut Paris und seine Gründungsväter. Ein personengeschichtlicher Ansatz, München 2007, S. 119–137.

⁴³ Pape, Von Preußen nach Westeuropa (Anm. 11), S. 22.

⁴⁴ Diesen Vorgang berichtete Eugen Ewig in einem Interview am 13.1.2005. In den Beständen des ehemaligen Berlin Document Centers befinden sich keine Hinweise auf eine Mitgliedschaft von Ewig.

⁴⁵ Paul Egon Hübinger an Horst Fuhrmann, 14.8.1976; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 127.

Koblenz an.⁴⁶ Eugen Ewig leistete 1940/41 sein Referendariat am Staatsarchiv in Breslau ab, um dann Ende Mai 1941 an das Staatsarchiv in Metz abgeordnet zu werden, das er bis Ende des Kriegs kommissarisch leitete.

Dass Archive in Kriegszeiten kein politik- und ideologiefreies Refugium sind, mussten sowohl Hübinger als auch Ewig schon bald erfahren. Ernst Zipfel, Generaldirektor der Staatsarchive, der am 22. Mai 1940 zum „Reichskommissar für Archivschutz in den besetzten Gebieten“ ernannt worden war und damit im Auftrag des Reichsinnenministeriums an vorderster Front eines Feldzuges stand, bei dem die „fremden Archivalien im Interesse des Reiches“ sichergestellt werden sollten,⁴⁷ hatte nach den militärischen Siegen der Wehrmacht im Westen das Westprogramm der deutschen Archivverwaltung aufgelegt, mit dem er die „Gunst der Arbeitsbedingungen auch jenseits der bisherigen Reichsgrenze“ nutzen wollte. Sein Ziel war es, in dieser „Stunde der Experten“ auf archivalischer Grundlage Argumentationshilfen zu liefern, mit denen weitere territoriale Annexionen zu rechtfertigen waren, wie er am 11. Juli 1940 schrieb: „Das Westprogramm soll vielmehr die Forschung auf eine Anzahl wesentlicher Themen hinweisen, deren Bearbeitung im nationalpolitischen und wissenschaftlichen Interesse dringlich erscheint“.⁴⁸ Die Archivare sollten somit die Grundlage schaffen, um „die historische Hoheit des Reiches über Westeuropa“ wissenschaftlich zu untermauern, wie Zipfel bei einem Zusammentreffen aller Staatsarchivare aus Westdeutschland und den besetzten Westgebieten im August 1940 in Berlin ausführte: „Dabei gilt es, den engen territorialen Blickpunkt endgültig aufzugeben und die Arbeiten auf den alten volklichen Grundlagen ohne Rücksicht auf die politischen Grenzen aufzubauen“.⁴⁹ In einer programmatischen Schrift zu den „Wissenschaftlichen Aufgaben der Archivverwaltung“ vom 10. Juli 1941 kam Zipfel daher zu den Schluss, dass die Archivverwaltung ihren Beitrag zu den Aufgaben liefern will, „die durch die Ausweitung des Reiches im Osten und Westen und seine neuerworbene Führerstellung in Europa der deutschen Geschichtswissenschaft aufgegeben worden sind“.⁵⁰

⁴⁶ Preußischer Ministerpräsident an Paul Egon Hübinger, 23.9.1939; *ibid.* Bl. 1.

⁴⁷ In einem weiteren Erlass vom 21.4.1941 wurden der Auftrag und die Befugnisse von Zipfel „auf alle von den deutschen Truppen besetzten und noch zu besetzenden Gebiete“ ausgedehnt; Denkschrift von Dr. Ernst Zipfel über Leistungen des Archivschutzes für die Wissenschaft, [o. D./1941]; PA/AA, R27004. Fortan „Denkschrift 1941“.

⁴⁸ Ernst Zipfel an Georg Wilhelm Sante, 11.7.1940; HHStAW, 1150, Bd. 23.

⁴⁹ Zitiert nach Wolfgang Freund, *Volk, Reich und Westgrenze. Deutschtumswissenschaften und Politik in der Pfalz, im Saarland und im annektierten Lothringen 1925–1945*, Saarbrücken 2006, S. 326.

⁵⁰ Ernst Zipfel, *Die wissenschaftlichen Aufgaben der Archivverwaltung*, 10.7.1941; HHStAW, 1150, Bd. 23, Bl. 272–274, hier Bl. 273.

Hübinger, der aufgrund eines Herzfehlers und eines im Juni 1940 zugezogenen Kniescheibenbruchs nicht den Soldatenfrack anziehen musste und somit im Archiv bleiben konnte, war in Zipfels Westprogramm mit Forschungen zur „Stellung des deutschen Königtums zu der Entwicklung im gesamten Westen des Reiches unter besonderer Berücksichtigung Oberlothringens“⁵¹ fest vorgesehen. Für den Moment hatten Zipfels hochfliegende Pläne jedoch nur wenige Chancen auf Verwirklichung, so dass Hübinger sich auf seine Archivarbeit in Koblenz konzentrieren konnte, während Zipfel seinen Blick 1941 bereits auf die Nachkriegszeit richtete, „wenn die Staatsarchive wieder über den vollen Bestand ihrer Kräfte verfügen“.⁵² Gleichzeitig erhöhte sich der Druck auf Hübinger, endlich der NSDAP beizutreten, widersetzte sich die NSDAP-Gauleitung Moselland doch 1942 seiner Ernennung zum Staatsarchivarrat bzw. einer Anstellung auf Lebenszeit. Schließlich kam er aber auch jetzt um den Parteieintritt herum und wurde mit mehrmonatiger Verspätung dann doch zum 1. Juni 1942 verbeamtet.⁵³

Vom Umgang mit dem Anpassungsdruck

Obwohl sich Hübinger nun keine existentiellen Sorgen mehr machen musste, gedachte er nicht, im Archiv zu bleiben, sondern suchte ab 1943 über die Habilitation den Weg zurück in die Wissenschaft und damit auch in seine akademische Heimat Bonn. Auch der Dekan der Bonner Universität ermutigte ihn zur Habilitation, da „gerade jetzt unser Programm im historischen Lehrbetrieb sehr eingeschränkt ist, und eine Bereicherung aus ihrem Interessengebiet sehr zu begrüßen sein würde“.⁵⁴ Bestätigt konnte er sich ebenfalls durch ein Schreiben von Fritz Kern vom 18. März 1943 fühlen, der nach „dem allergünstigsten Bescheid“ guter Hoffnung war, daß für die Habilitation „keine Hindernisse auftauchen werden“.⁵⁵

Während des Habilitationsverfahrens deutete zunächst nichts auf irgendwelche Komplikationen hin; vielmehr hielten die Gutachter die wissenschaftlichen Standards hoch. Franz Steinbach erhob keine Bedenken dagegen, „die bereits vorliegenden Veröffentlichungen Hübingers als geeignete Grundlage für die Habilitation gelten zu lassen“. Max Braubach lobte nochmals Hübingers Doktorarbeit, „die sich weit über den Durchschnitt erhob und allgemein in der wissenschaft-

⁵¹ Ernst Zipfel an den preußischen Ministerpräsidenten, 10.7.1941; HHStAW, 1150, Bd. 23.

⁵² Denkschrift von Dr. Ernst Zipfel über Leistungen des Archivschutzes für die Wissenschaft, [o. D./1941]; PA/AA, R27004.

⁵³ Vgl. die Berufungsurkunde vom 12.6.1942, in: UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 27, Bl. 3.

⁵⁴ Dekan der Universität Bonn an Paul Egon Hübinger, 20.2.1943; NL Hübinger, Bd. 191.

⁵⁵ Fritz Kern an Paul Egon Hübinger, 18.3.1943; *ibid.*

lichen Kritik hohe Anerkennung fand. Seitdem hat er eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten hauptsächlich zur Geschichte der westlichen Grenzlande des Reichs im Mittelalter, aber auch zur neueren Geistesgeschichte vorgelegt, die meines Erachtens [...] seine Befähigung für die akademische Laufbahn einwandfrei beweisen“.⁵⁶ Auch Fritz Kern und Walther Holtzmann befürworteten in ihren Gutachten Hübingers Habilitationsabsicht.⁵⁷

Nachdem der Dekan ihn am 18. März aufgefordert hatte, seine Meldung zur Habilitation einzureichen,⁵⁸ sammelte Hübinger bis Ende 1943 die notwendigen Dokumente zusammen und schickte seine Meldung ab. Er schlug Kern als Thema der Probevorlesung „Seit wann gibt es eine französische Rheinpolitik?“ vor, ein Vorschlag, der unbeanstandet durchging, so dass die Probevorlesung mit dem Titel „Das Problem der französischen Rheinpolitik“ am 5. Mai stattfinden konnte.⁵⁹ Im Anschluss konnte ihm der akademische Grad des Dr. phil. habil. für sein Werk „König Heinrich I. und der deutsche Westen“ verliehen werden.⁶⁰ Der Dekan forderte Hübinger nun auf, den offiziellen Antrag auf Zulassung zur Dozentur für das Fach der Historischen Hilfswissenschaften zu stellen, was dieser auch am 28. März 1943 tat und gleichzeitig um eine Erweiterung der *venia legendi* auf die Mittlere und Neuere Geschichte ersuchte. Dekan Ernst Bickel sah „nach der sehr befriedigenden Ablegung der Habilitationsleistungen“ keinen Grund, sich diesem Wunsch zu verweigern, so dass er den Rektor Ende Juli bat, eine entsprechende Dozentur beim Reichserziehungsminister zu beantragen.⁶¹ Am 15. September 1943 sperrte sich jedoch der stellvertretende Dozentenbundsführer der Universität Bonn, Ernst Klapp, aufgrund einer Mitteilung der Gauleitung Moselland in Koblenz dagegen, Hübinger eine Dozentur zu verleihen. Diesem wurde vorgeworfen, dass er sich weder der NSDAP noch einer Parteigliederung angeschlossen habe, was auf seine „starken konfessionellen Bindungen zurückgeführt wurde“. Dass er bis dato „keinen Beweis einer politischen Einstellung zum nationalsozialistischen Staat erbracht“ hatte, wurde ihm nun vorgehalten:

„Von dem Hochschullehrer, dem die Führung und Ausbildung junger deutscher Menschen anvertraut ist, und dem man gerade in einer Geisteswissen-

⁵⁶ Max Braubach an den Rektor der Universität Bonn, 7.3.1943; *ibid.*

⁵⁷ Vgl. die Abschrift der im März 1943 verfassten Gutachten, 2.10.1944; BArchB, R3 (ehem. BDC), REM, W 45/2, Paul Hübinger.

⁵⁸ Dekan der Universität Bonn an Paul Egon Hübinger, 18.3.1943; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 187.

⁵⁹ Vgl. Dekan der Universität Bonn an Paul Egon Hübinger, 30.4.1943; Einladung des Dekans zur Probevorlesung; *ibid.*

⁶⁰ Vgl. die Habilitationsurkunde vom 5.5.1943; *ibid.* Bd. 192.

⁶¹ Der Dekan an den Rektor der Universität Bonn, 30.7.1943; *ibid.* Bd. 187.

*schaft richtungsgebenden Einfluß auf ihre politische Entwicklung und Haltung zubilligen muß, muß im nationalsozialistischen Deutschland und zumal in der heutigen Zeit erwartet werden, daß er sich politisch und weltanschaulich rückhaltlos zur Bewegung bekennt“.*⁶²

Infolge dessen lehnte auch der Rektor dieses Gesuch ab, „bis mir Unterlagen positiver Natur in politisch-weltanschaulicher Richtung über Herrn Dr. Hübinger zugehen“.⁶³ Hübinger selber versuchte zu ermitteln, wer hinter dem Einspruch stand. Dabei verdichteten sich die Informationen, dass er Opfer einer Denunziation geworden war. So trat die Sache vorerst auf der Stelle und der Weg an die Universität schien blockiert. Weiterhin blieb das für eine wissenschaftliche Karriere im „Dritten Reich“ verheerende Urteil der Dozentenschaft gültig, dass Hübinger „früher stark konfessionell gebunden gewesen sein soll, da festgestellt worden ist, daß Dr. Hübinger noch im Jahre 1940 Mitarbeiter oder sogar Herausgeber der ‚Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein‘ war. Dieser Verein zählte sehr viele katholische Geistliche als Mitglieder. Es war deshalb eine enge Bindung mit der katholischen Kirche mehr als wahrscheinlich. Außerdem wurde betont, daß Dr. Hübinger, der bei der Machtübernahme 22 Jahre alt war, sich nicht bemüht hat, Mitglied der NSDAP zu werden“.⁶⁴

Als Rektor Karl Chudoba ihn aufforderte, zu den gegen ihn vorgebrachten Vorwürfen Stellung zu beziehen,⁶⁵ entwickelte Hübinger akrobatische Argumentationsstrategien, um seine Nicht-Mitgliedschaft in der NSDAP und ihren Unterorganisationen (außer NSV seit dem 1. April 1938) zu begründen:

*„Ich habe während des letzten Jahrzehnts in kurzen, regelmäßig aufeinanderfolgenden Zeitabschnitten vor Prüfungen, Bewerbungen und Beförderungen gestanden. Es wäre mir peinlich gewesen, den Eintritt in die Partei unter Umständen zu vollziehen, die mich ohne weiteres in den Verdacht bringen konnten, damit äußere Vorteile zu erstreben“.*⁶⁶

Noch am gleichen Tag schrieb er an seinen Bonner Studienfreund Eugen Ewig, der ihm Unterstützung zugesagt hatte, um ihm von der Anstrengung zu berichten,

⁶² Dozentenschaft der Universität Bonn an den Rektor der Universität Bonn, 15.9.1943; *ibid.*, Bd. 187.

⁶³ Der Rektor an den Dekan der Universität Bonn, 18.9.1943; *ibid.*

⁶⁴ Diese Zusammenfassung des Schreibens der Dozentenschaft vom 15.9.1943, in: Rektor der Bonner Universität an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 21.11.1944; BArchB, R3 (ehem. BDC), REM, W 45/2, Paul Hübinger.

⁶⁵ Paul Egon Hübinger an Eugen Ewig, 8.6.1944; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 187.

⁶⁶ Paul Egon Hübinger an Karl Chudoba, 8.6.1944; *ibid.*

die ihn die Niederschrift der „Klarstellung“ gekostet hatte: „An meine Formulierungskunst wurden schwere Anforderungen gestellt.“. Gleichzeitig nahm er Ewigs Angebot an, sich mit einem offiziellen Schreiben für Hübinger zu verwenden: „Ich überlasse es Deiner Getriebenheit, es mit all dem im Text auszustatten, dessen es zu seiner Chokwirkung bedarf.“⁶⁷

Chudoba übermittelte er außerdem eine ärztliche Bescheinigung aus dem Jahr 1933, die ihm körperliche Untauglichkeit infolge eines Herzfehlers attestierte. Im Juni 1945 schrieb er dazu: „Sie war von mir s. Zt. mühsam beschafft worden, um mich der zwangsweisen Einreihung in die SA entziehen zu können“.⁶⁸ Nachdem sich der Rektor in seiner Eigenschaft als Gaudozentenführer am 13. Juni 1944 an die Gauleitung Moselland gewandt und die neue Sachlage des von ihm als „ausgezeichnet“ beurteilten Historikers präsentiert hatte,⁶⁹ stellte auch diese ihre „politischen Bedenken“ gegen die Übertragung einer Dozentur zurück, wie aus dem neuen Gutachten vom 26. August 1944 hervorging:

„Dr. Hübinger hat sich im Jahre 1933 bemüht, SA-Mann zu werden. Er wurde jedoch wegen eines schweren Herzleidens nicht aufgenommen [...]. Beruflich ist Dr. Hübinger auf dem Gebiet der Sippenforschung tätig. Er hat hierdurch die beste Gelegenheit, sich mit dem politischen Leben und den nationalsozialistischen Gedanken vertraut zu machen. Sein derzeitiges Verhalten läßt sich nicht mehr auf eine gegnerische Einstellung zur nationalsozialistischen Weltanschauung schließen. Da Dr. Hübinger in allgemeinpolitischer Hinsicht nie beanstandet worden ist und bei ihm eine Gegnerschaft zur nationalsozialistischen Weltanschauung heute nicht mehr festgestellt werden kann, werden diessseits gegen die Übertragung einer Dozentur an Dr. Hübinger keine politischen Bedenken erhoben.“⁷⁰

Chudoba klärte Hübinger am 8. September „streng vertraulich“⁷¹ über den Inhalt dieses Schreibens auf, und als auch der Dozentenführer der Universität Bonn nach einer „genauere[n] Nachprüfung der Angelegenheit“ seine Bedenken

⁶⁷ Paul Egon Hübinger an Eugen Ewig, 8.6.1944; *ibid.*

⁶⁸ Erklärung von Paul Egon Hübinger, 21.6.1943; *ibid.*

⁶⁹ Gegenüber Hübinger hatte Chudoba sich am 13.6.1944 folgendermaßen geäußert (*ibid.*): „Ihre Ausführungen waren mir wirklich aufschlußreich, auch die ärztliche Bescheinigung, die Ihre körperliche Behinderung zum SA-Dienst darlegt. Jene Stellen, die bisher Ihre politische Beurteilung durchgeführt haben, werden wohl von dieser Untauglichkeit bisher keine Kenntnis gehabt haben.“

⁷⁰ Dokument in BArchB, R3 (ehem. BDC), REM, W 45/2, Paul Hübinger.

⁷¹ Rektor Karl Chudoba an Paul Egon Hübinger, 8.9.1944; *ibid.* Bd. 191.

fallenließ,⁷² bezeichnete Chudoba die gegen Hübinger erhobenen Anschuldigungen als nicht stichhaltig, so dass er ein weiteres Mal die Übertragung einer Dozentur an Hübinger beim Reichsministerium beantragte:

„Gegen die Verleihung einer Dozentur hatte die örtliche Dozentenführung zunächst Bedenken geäußert, die aber, da sie auf unvollständigen Grundlagen beruhten, später zurückgezogen wurden, so daß auch nach meiner Auffassung politische Gründe der Verleihung einer Dozentur an Herrn Dr. Hübinger nicht mehr im Wege stehen.“⁷³

Das Reichsministerium gab sich mit diesen Einschätzungen aber nicht zufrieden⁷⁴ und forderte die Partei-Kanzlei in München auf, vor einer endgültigen Entscheidung in dieser Frage Stellung zu nehmen.⁷⁵ Diese sah sich jedoch zu einer definitiven Stellungnahme noch nicht imstande und wollte den „Abschluß der Erhebungen“ abwarten.⁷⁶ Die Wirren der letzten Kriegsmonate verhinderten schließlich eine positive Wendung in dieser Frage, so dass Hübinger weiterhin auf die Verleihung der Dozentur warten musste.

Der hier dargestellte „Fall Hübinger“ gibt wichtige Einsichten in die Wissenschaftspolitik der Nationalsozialisten, die nach der „Machtergreifung“ gerade auf die jungen linientreuen Wissenschaftler setzte. An die ältere Generation wurden keine weiterreichenden Erwartungen mehr gestellt; vielmehr erleichterte man ihnen den Abschied aus der Hochschule. Vor dem generationellen Kriterium stand aber noch die politische Beurteilung, die es Hübinger nicht möglich machte, die „Krönung“ der universitären Karriere, die Professur, zu erreichen. Im zweiten Glied blieb jedoch Platz für ihn, denn der durch den Krieg beschleunigte Nachwuchsmangel schuf Möglichkeiten im Rahmen des „Kriegseinsatzes der Geisteswissenschaften“, der dem „Archivar“ Hübinger Handlungsspielräume bot, aber ihm nicht den Weg zum „Professor“ ebnete.⁷⁷

⁷² Dozentenschaft der Universität Bonn an den Rektor, 11.9.1944; BArchB, R3 (ehem. BDC), REM, W 45/2, Paul Hübinger.

⁷³ Rektor der Bonner Universität an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 29.9.1944; Dekan an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 3.10.1944; *ibid.*

⁷⁴ Vgl. auch Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an den Rektor der Bonner Universität, 20.10.1944; *ibid.*

⁷⁵ Vgl. Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung an Partei-Kanzlei der NSDAP, 21.12.1944; *ibid.*

⁷⁶ Partei-Kanzlei der NSDAP an Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 8.1.1945; *ibid.*

⁷⁷ Vgl. zur Personalpolitik im NS: Michael Grüttner, Wissenschaftspolitik im Nationalsozialismus, in: Doris Kaufmann (Hg.), *Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Natio-*

Dieses schwer greifbare Wissenschaftsverständnis zwischen zweckrationaler Ausrichtung nach politischen Interessen und wissenschaftlicher Qualität bestimmte auch das Aktionsfeld von Eugen Ewig als deutschem Archivar im annektierten französischen Departement Moselle. Er war in dieser Position in die Machtstrukturen des „Dritten Reiches“ eingebunden, dem die Aufgabe zugeordnet war, durch seine Arbeit als „Experte“⁷⁸ die Expansionspolitik des Reiches ‚historisch‘ zu legitimieren. Brenzlich wurde es für ihn, als sich die Gauleitung Westmark im Rahmen ihrer „wissenschaftlichen“ Aktivitäten näher mit der romanisch-germanischen Sprachgrenze in Lothringen beschäftigen wollte, wie Wolfgang Freund unlängst aufzeigen konnte. Sie verdächtigte Ludwig XIV., „durch die Ansiedlung von Romanen das Deutschtum an der Sprachgrenze bewusst völkisch unterminiert zu haben“.⁷⁹ Daher sollten nun gegenüber den Lothringern historische Ansprüche des deutschen Volkes auf die Moselle bewiesen werden. Nun stand auch Eugen Ewig vor der Herausforderung, wissenschaftlich Ideale und den totalitären Anspruch des NS-Regimes, Wissenschaft nach ihrem Nutzen für die „Volksgemeinschaft“ zu beurteilen, in Einklang zu bringen.

Im Staatsarchiv Nancy stieß Ewig auf die Landbeschreibung des Herzogtums Lothringen von Jahre 1585/86 und machte sich im Sommer 1943 an ihre Auswertung. Zwar konnte er nachweisen, dass sich Frankreich seit etwa 1663 mit der Wiederbesiedlung des entvölkerten Landes beschäftigte, doch deutete seiner Meinung nach nichts darauf hin, dass Ludwig XIV. „irgendeine Form von ethnischer Politik“ aus „nationalen Gesichtspunkten“ betrieben habe, wie er in seiner am 23. Februar 1944 fertiggestellten Abhandlung über „Die Verschiebung der Sprachgrenze in Lothringen während des 17. Jahrhunderts“ gegen den Strom einer expansionspolitischen Geschichtsschreibung feststellte:

„Man hat die Vermutung geäußert, der französische König habe vor allem eigene Untertanen aus Innerfrankreich an die strategisch wichtige Straße Metz–Straßburg verpflanzen wollen. Die Quellen geben dafür keinen Anhalt. Das Dekret Ludwigs XIV. von 1680 richtet sich ausdrücklich nicht nur an seine Untertanen, sondern auch an die Ausländer. Die Maßnahmen des Königs waren also in erster Linie von seinem Interesse an der Kultivierung brachliegender Ländereien bestimmt [...]. So haben denn auch nicht nur Innerfran-

nalsozialismus. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung, Bd. 2, Göttingen 2000, S. 557–585, hier S. 568 ff.

⁷⁸ Vgl. zur Definition Margit Szöllösi-Janze, Der Wissenschaftler als Experte – Kooperationsverhältnisse von Staat, Militär, Wirtschaft und Wissenschaft 1914–1933, in: Doris Kaufmann (Hg.), Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Bestandsaufnahme und Perspektiven der Forschung, Bd. 1, Göttingen 2000, S. 40–58, hier S. 47 f.

⁷⁹ Freund, Volk, Reich und Westgrenze (Anm. 49), S. 372.

*zosen, sondern ebenso deutschstämmige Siedler an dem Kultivierungswerk teilgenommen [...]. Nationale Gesichtspunkte lagen den Staatsmännern der Zeit im allgemeinen fern. Die Hebung der Landeskultur hatte die Erhöhung der territorialstaatlichen Einkünfte im Gefolge.*⁸⁰

Ewig stieß mit seiner These auf wenig Gegenliebe bei seinen Vorgesetzten, wahrte aber seine wissenschaftliche Integrität. Dass er während der Metzger Jahre nicht gewillt war, sich als Historiker und Archivar den politischen Vorgaben zu beugen,⁸¹ unterstreicht auch der Aufsatz „Metz und das Reich im Mittelalter“, den er im Juni 1943 für die Lokalbeilage zur „NSZ Westmark“, den „Metzger Heimatbrief“, eingereicht hatte. Als Ewig wenige Tage später die Zeitung aufschlug, „traute er seinen Augen nicht“, wie Wolfgang Freund kommentiert. Die Redaktion hatte sich als Zensor betätigt und alles entfernt, „was der nationalsozialistischen Geschichtsschreibung und der Germanisierungspolitik in Lothringen widersprach [...]. Lothringische Eigenständigkeit und Freiheitsliebe, Metzger Autonomie und Sonderstellung sollten der Vergessenheit anheimfallen“. Infolge dieser inhaltlichen Deformierungen und Sinnentstellungen lehnte Ewig jegliche Verantwortung für den veröffentlichten Artikel ab.⁸² Er weigerte sich weiterhin, den deutschen Kulturraum mit einem harmonisierten „deutschen Volkskörper“ gleichzusetzen, auch wenn er als Vertreter eines landesgeschichtlichen Ansatzes bisweilen eine „organische Einheit“ von Land und Volk postulierte und einem „Nexus von Raum und Bevölkerung“ zuredete. Sein landsmannschaftlich-stammliches Zugehörigkeitsgefühl zum rheinischen Raum bewahrte ihn aber neben seiner abendländischen Gesinnung vor deutschtümelnd-ethnozentristischen Orientierungen.⁸³

Zäsuren und Kontinuitäten nach 1945

Hübinger sehnte in den letzten Kriegsmonaten das Ende der nationalsozialistischen Diktatur herbei, hatte er doch – wie er Heinrich Büttner am 15. März 1944 schrieb – bei einem Abstecher zu seiner ins schwäbische Göppingen evakuierten Familie erlebt, „wie es so schön sein könnte auf der Welt, wenn gewisse Kräfte,

⁸⁰ Die Verschiebung der Sprachgrenze in Lothringen während des 17. Jahrhunderts (Ms.), 23.2.1944; Privatpapiere Eugen Ewig.

⁸¹ Vgl. Freund, Volk, Reich und Westgrenze (Anm. 49), S. 370–375.

⁸² Vgl. die Einzelheiten dieses Hergangs und die zitierten Passagen, in: Freund, Volk, Reich und Westgrenze (Anm. 49), S. 373.

⁸³ Zitate in: Willi Oberkrome, Entwicklungen und Varianten der deutschen Volksgeschichte (1900–1960), in: Manfred Hettling (Hg.), Volksgeschichten im Europa der Zwischenkriegszeit, Göttingen 2003, S. 65–95.

die freilich uns Historikern immer und je den Stoff für unsere Forschungen und Betrachtungen lieferten, nicht so übermächtig das Schicksal unseres armen Planeten bestimmen würden“.⁸⁴ Zu guter Letzt blieb es ihm sogar nicht erspart, doch noch den „Soldatenrock“ anziehen zu müssen. Nachdem er vom 28. Oktober 1944 bis zum 26. Januar 1945 bei der Nachrichten-Kompanie in Schwabach zum Funker ausgebildet worden war, durchlief er im Anschluss eine Ausbildung zum Dolmetscher in Halle,⁸⁵ wo ihn Skalweit hinvermittelt hatte. Gleiches war letzterem auch im Falle von Theodor Schieffer gelungen, der noch vor dem Einmarsch der Amerikaner in Paris die Kommission für den „Archivschutz“ verlassen hatte. So fand sich zu Kriegsende ein „Dahlemer Kreis“ wieder, der den Krieg nicht zuletzt auch dank der Solidarität zwischen den Mitgliedern überlebt hatte.⁸⁶

Hübinger machte sich am 9. April auf einen 450 Kilometer langen Fußmarsch zu seiner Familie, die er im Sommer 1944 auf das Land gebracht hatte. Seine Bonner Wohnung war durch den Krieg schwer in Mitleidenschaft gezogen und nicht mehr bewohnbar, so dass er für Frau und Kinder zwischen Bonn und Andernach in Niederlützingen eine neue Bleibe gefunden hatte, die zum Ausgangspunkt für den Weg in die Nachkriegszeit wurde. Neben der Regelung der privaten Angelegenheiten nahm Hübinger nach Kriegsende auch die Fäden der nie ganz abgebrochenen Kontakte zu seinen mediävistischen Freunden wieder auf, die gleiches taten, wie aus einem Brief von Helmut Beumann an Hübinger hervorgeht: „Was macht Schieffer? Hast Du etwas von Skalweit gehört?“⁸⁷ Im Gegensatz zu Carl Erdmann (1898–1945), zu dem Hübinger während des Krieges eine enge menschliche Bindung aufgebaut hatte, so dass er seinen Tod in den letzten Kriegstagen (7. Mai) nicht nur für einen unabsehbaren Verlust für die Wissenschaft hielt, sondern auch menschlich „sehr erschüttert“ war,⁸⁸ hatte aus dem Kreis der Ehemaligen aus dem IfA Stephan Skalweit den Krieg überlebt, dem jedoch nun seine Mitgliedschaft in NSDAP und SA zu einem Hindernis wurde, um den Weg an die Universität zu finden.⁸⁹ Doch auch hier konnte das Beziehungsnetz mobilisiert werden, denn Hübinger stellte „für den Bonner und Dahlemer Freundeskreis die existenzsichernden Entlastungszeugnisse“⁹⁰ aus, so auch für Skalweit am 23.2.1946:

⁸⁴ Universitätsbibliothek Basel, NL 312, E9, Bl. 16. Ich danke Wolfgang Freund, dass er mir dieses Dokument zur Verfügung gestellt hat.

⁸⁵ Fragebogen des Military Government of Germany, 24.5.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 187.

⁸⁶ Vgl. zu den Einzelheiten Pape, *Von Preußen nach Westeuropa* (Anm. 11), S. 31 ff.

⁸⁷ Helmut Beumann an Paul Egon Hübinger, 6.2.1946; *ibid.* Bd. 2.

⁸⁸ Paul Egon Hübinger an Stephan Skalweit, 5.12.1945; *ibid.* Bd. 1.

⁸⁹ Stephan Skalweit an Paul Egon Hübinger, 23.11.1945; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 1.

⁹⁰ Pape, *Von Preußen nach Westeuropa* (Anm. 11), S. 43.

„Als Student war Dr. Skalweit zum Eintritt in die SA gezwungen worden. Er suchte sich dem Dienst nach Möglichkeit zu entziehen. Als Mitglied der SA wurde er im September 1938 automatisch in die Partei überführt, ohne jemals einen Aufnahmeantrag gestellt zu haben. Er hat niemals irgendeine Aktivität in der Partei entfaltet. So konnte er trotz dieser formalen Zugehörigkeit niemals als Nazi gelten. Wenn dies anders gewesen wäre, würde auch eine freundschaftliche Beziehung mit ihm völlig unmöglich gewesen sein. Ich habe mich während der 12 Jahre der Naziherrschaft mit Erfolg der Eingliederung in die SA oder die Partei widersetzen können und stand stets in schärfster Opposition zum Nationalsozialismus und seinen Organisationen. Es war in dieser Zeit für bewußte Gegner des Naziregimes unmöglich, mit anderen als absolut zuverlässigen Gesinnungsgenossen engere persönliche Beziehungen zu unterhalten, weil die durch solche Beziehungen ausgelösten Gespräche andernfalls sofort zur Verhaftung geführt hätten.“⁹¹

Insbesondere mit Eugen Ewig intensivierte sich die Beziehung nun auch schnell wieder, von dem Hübinger Büttner zu berichten wusste, dass er in dieser unmittelbaren Nachkriegszeit „zu den eifrigsten Befürwortern eines Rheinstaates“ gehöre.⁹² Diese wenigen Beispiele zeigen, dass Hübinger in der Nachkriegszeit zu einer Drehscheibe und Kontaktstelle für seine Historikerfreunde wurde. Dabei gelang es ihm schneller als den anderen dieser Gruppe, im Nachkriegsdeutschland Fuß zu fassen. Nachdem er aus dem Verband des Staatsarchivs in Koblenz ausgeschieden war, wirkte er von Juni bis Oktober 1945 als persönlicher Referent des Oberpräsidenten der Nord-Rheinprovinz in Düsseldorf Hans Fuchs.

Ewig hatte das Kriegsende in den Räumen seines Metzger Archivs erlebt und am 22. November die Übergabe der Präfektur an die Amerikaner vollzogen. Im Anschluss wurde er als deutscher Zivilist von den Amerikanern im Lager Suzange (nördlich von Metz) interniert, von wo aus er brieflichen Kontakt zu Robert Schuman aufnahm.⁹³ Ewig schilderte in seinem Schreiben die unerträglichen hygienischen und sanitären Verhältnisse in dem Lager und bat abschließend Schuman, sich für seine Freilassung einzusetzen: „Je n’aurais jamais osé m’adresser à vous, si je ne savais pas que vous êtes chrétien“. Ewigs Anliegen wurde schon bald Erfolg beschieden, denn auf Bestreben lothringischer Freunde und nicht zuletzt dank des Einsatzes von Robert Schuman wurde er am 1. Januar 1945 frühzeitig entlassen. Von verschiedenen Seiten wurde ihm im Frühsommer 1945 tadelloser

⁹¹ UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 2.

⁹² Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 5.1.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 1.

⁹³ Eugen Ewig an Robert Schuman, 28.11.1944; Maison de Robert Schuman, conseil général de la Moselle (ARS), RS 25.

Verhalten bestätigt, so auch vom Grafen Jean de Pange,⁹⁴ der an Robert Schuman am 1. März 1948 schrieb: „Vous savez que de sympathies il s’est acquis pendant la guerre à Metz quand il y était chargé des archives“.⁹⁵

Über de Pange erhielt Ewig auch Kontakt zu Raymond Schmittlein, Leiter der Kulturabteilung bei der französischen Militärregierung, der von dem Grafen bereits vor dem ersten Zusammentreffen ein klares Bild des ehemaligen Metzger Archivaren erhalten hatte:

„Il veut réveiller dans la jeunesse allemande la tradition libérale et humanitaire qui est essentiellement fédéraliste [...]. Il s’attachera à démontrer que la Prusse a méconnu le caractère chrétien et universel de l’Empire du Moyen Âge qui nous a légué l’idée fédéraliste. L’histoire rhénane fera renaître les traditions indigènes que la Prusse voulait détruire et préparera les esprits à la Fédération de l’Occident.“⁹⁶

Das Zusammentreffen mit Schmittlein fiel in eine Zeit, als Ewig erste Gedanken über eine berufliche Neuorientierung anstellte. Archivar wollte er nicht bleiben, durch seine Mitarbeit bei der französischen Revue „Temps Présent“ und bei der rheinischen Zeitschrift „Die Bewegung“ hatte er erste Eindrücke von einer freien schriftstellerischen Tätigkeit erhalten, doch auf der Prioritätenliste stand die universitäre Laufbahn an erster Stelle. Dabei verlor er die Habilitation nicht aus dem Auge, um „später an eine österreichische Universität zu gehen“.⁹⁷

Ewig und ganz besonders Hübinger waren nach dem Ende des „Dritten Reiches“ wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass die bisherigen Barrieren aus dem Weg geräumt waren und ihrer Generation nun die Türen für eine wissenschaftliche Karriere offen stünden. Die Benachteiligung und das daraus entstandene Gefühl der Zurücksetzung hatten den bereits habilitierten Hübinger in der Überzeugung bestärkt, dass es nun an einer jüngeren Generation sei, das Zepter zu übernehmen, so dass er wie selbstverständlich auf frei werdende Professorenposten schielte. Auch wissenschaftlich bereitete er sich auf die neuen Aufgaben vor und versuchte sich einen Überblick über die mittelalterliche Forschung in den westlichen Ländern zu verschaffen, um den intellektuellen Rückstand aufzuholen, den er nach der wissenschaftlichen Isolierung während des „Dritten Reiches“ und den letzten Kriegswirren empfand: „Deutschland ist durch die Ereignisse

⁹⁴ Vgl. Jean-François Thull, Jean de Pange, un Lorrain en quête d’Europe, 1881–1957, Metz 2008.

⁹⁵ Jean de Pange an Robert Schuman, 1.3.1948; ARS, RS 25.

⁹⁶ Jean de Pange an Raymond Schmittlein, 12.11.1945; AOFAA, AC 63/2.

⁹⁷ Eugen Ewig an Paul Egon Hübinger, 27.7.1945; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 92.

der letzten Jahre ein gutes Stück weit weg aus Europa gerückt worden; es gehört weniger dazu als früher“⁹⁸

Mit großer Verbitterung musste er jedoch in der unmittelbaren Nachkriegszeit die Beharrungskraft der „alten“ Kräfte beobachten, wie sich seinem Brief an Büttner vom Januar 1946 entnehmen lässt: „Da man auch offenbar durchaus nichts dagegen hat, daß notorische Nazis [...] weiter die Lehrstühle verunstaten oder [...] Lehraufträge erhalten, sehe ich die Chancen als nicht zu rosig an. Denn bis wir die Herren alle verschlissen, bin ich alt und grau“.⁹⁹ Gleicher Groll ist auch bei Büttner zu bemerken, der für die Zukunft auf die Solidarität der Privatdozentengeneration setzte: „Denn oft habe ich den Eindruck, daß gerade unsere Generation von den älteren wenig zu erwarten hat u. daß wir unsere Probleme am besten durch gegenseitige Aussprache fördern.“¹⁰⁰

Büttners Hoffnungen sollten sich schon bald bewahrheiten und fanden ihre Erfüllung in der Person von Ewig, der mittlerweile enge Kontakte zur französischen Besatzungsmacht in der Zone unterhielt. Auf Vermittlung des französischen Germanisten Robert Minder und von Henri Jourdan,¹⁰¹ Anfang der 1930er Jahre Lektor an der Universität Bonn und Curtius-Übersetzer, hatte er an der Universität Nancy eine Lektorenstelle erhalten, die er im Januar 1946 antrat und bis 1949 innehatte: „Il me serait ainsi possible de travailler en Rhénanie en gardant le contact avec la France. Ce changement merveilleux de la fortune personnelle m’est gage d’un meilleur avenir de nos pays“.¹⁰² Er wurde damit der erste deutsche Historiker, „der nach dem Zweiten Weltkrieg einen Lehrauftrag an einer französischen Universität erhielt“.¹⁰³ Gleichzeitig hatte Schmittlein ihm einen Lehrstuhl für Regionalgeschichte an der noch zu gründenden „université rhénane“ in Aussicht gestellt.¹⁰⁴ Die Voraussetzungen für eine baldige wissenschaftliche Karriere von Ewig waren geschaffen,¹⁰⁵ doch vergaß er darüber seine Freunde nicht, als Anfang 1946 die Pläne zur Wiedergründung der Universität Mainz konkrete Züge annahmen. Nachdem der zum Gründungsrektor ernannte Josef Schmid zu ihm

⁹⁸ Paul Egon Hübinger an Wilhelm Levison, 19.12.1946; *ibid.*

⁹⁹ Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 5.1.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 1.

¹⁰⁰ Heinrich Büttner an Paul Egon Hübinger, 14.4.1948; *ibid.* Bd. 7.

¹⁰¹ Vgl. Ernst-Robert Curtius, Balzac, traduit par Henri Jourdan, Paris, Grasset, 1933; vgl. zu Henri Jourdan die zahlreichen Hinweise, in: Dieter Tiemann, Deutsch-französische Jugendbeziehungen der Zwischenkriegszeit, Bonn 1989.

¹⁰² Eugen Ewig an Robert Schuman, 23.12.1945; ARS, RS 25.

¹⁰³ Rudolf Schieffer, Konkrete Spätantike. Vermittler seiner Zeit: Zum Tod des Historikers Eugen Ewig, in: FAZ, 3.3.2006.

¹⁰⁴ Raymond Schmittlein an Eugen Ewig, 10.12.1945; Privatpapiere Eugen Ewig.

¹⁰⁵ Vgl. Katja Wojtynowski, Das Fach Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz 1946–1961, Stuttgart 2006, S. 16.

Kontakt aufgenommen hatte¹⁰⁶ und ihm am 26. April 1946 mitteilen konnte, „daß Ihre Berufung durch die maßgebenden Dienststellen genehmigt wurde“, ¹⁰⁷ hatte Ewig nach der feierlichen Eröffnung der Universität am 22. Mai 1946 maßgeblichen Einfluss auf die Stellenbesetzung des historischen Seminars, wie ein Brief an Hübinger dokumentiert:

„Ich habe Dich, Büttner und Schieffer für eine ordentliche Professur vorge schlagen. Man hat mich gebeten, die Verbindung mit Euch aufzunehmen [...]. Falls Du Dich für Mainz interessierst, kannst Du Dich an mich oder auch direkt nach Baden-Baden wenden (Direction de l'Éducation Publique, Hôtel Stéphanie). Dasselbe gilt für Schieffer. Ich würde mich unbändig freuen, wenn wir dort zusammen arbeiten könnten. Directeur de l'Éducation Publique est le général Schmittlein. Du kannst Dich an ihn oder über ihn an Magnifzenz wenden mit Berufung auf die Unterredung, die ich mit Magnifzenz gehabt habe. Schmittlein ist ein Freund von Jean de Pange, dem ich diese Beziehung verdanke.“¹⁰⁸

Es war also nicht das von Heinrich Appelt bemühte „Schicksal“, das Schieffer wie auch Büttner als außerplanmäßige Professoren nach Mainz führte,¹⁰⁹ sondern neben ihrer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Themen der rheinischen Geschichte sowie mit Problemen der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte ein früh angelegtes Netzwerk bzw. „Denkkollektiv“ (Ludwik Fleck). Durch ihre Verbundenheit zum Rheinland bzw. zu Bonn und ihre gemeinsamen Erfahrungen in den Archiven Deutschlands und Frankreichs hatten sie sich nie aus den Augen verloren, so dass das Netzwerk nach Kriegsende schnell wieder verdichtet und das Historische Seminar der Universität Mainz zu einer Hochburg katholisch-abendländischer Historiker werden konnte.¹¹⁰ Während an den traditionellen deutschen Hochschulen nur wenig personelle Veränderungen zu beobachten gewesen waren, bot die Universität in Mainz gerade der Privatdozentengeneration deutlich

¹⁰⁶ Josef Schmid an Eugen Ewig, 29.3.1946; Privatpapiere Eugen Ewig.

¹⁰⁷ Josef Schmid an Eugen Ewig, 26.4.1946; *ibid.* Bei den Dienststellen handelte es sich um den Oberregierungspräsidenten Hessen-Pfalz und den Directeur de l'Éducation publique der französischen Militärregierung.

¹⁰⁸ Eugen Ewig an Paul Egon Hübinger, 1.3.1946; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 2.

¹⁰⁹ Heinrich Appelt, Theodor Schieffer, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 48 (1992), S. 417–419.

¹¹⁰ Vgl. die Listen der Professoren, Dozenten und Assistenten der Universität Mainz in: MAE/Colmar, AOFAA, AC 197/2. Nach seinem Besuch im Mainzer Rektorenamt schrieb Theodor Schieffer an Heinrich Büttner am 7.4.1946: „Ich hätte beinahe laut aufgelacht über die automatische Sicherheit, mit der unsere Wege unter den unwahrscheinlichsten Voraussetzungen sich immer wieder berühren“; zit. nach Wojtynowski, Das Fach Geschichte (Anm. 103), S. 24.

bessere Möglichkeiten und entwickelte sich für diese zu einem wissenschaftlichen Sprungbrett.

Hübinger hatte auf eine Bewerbung in Mainz schließlich verzichtet, wie er Büttner am 26. April 1946 mitteilte:

„Nachdem ich auf dem Ihnen bekannten Weg auf Sie hatte nachdrücklich hinweisen lassen, erfuhr ich, daß ich von anderer Seite ebenfalls dort namhaft gemacht worden war. Es wurde mir geraten, mich unmittelbar an den Magnificus oder besser noch gleich an den mit derlei Fragen befaßten General [Schmittlein] in B.-B. zu wenden. Ich unterließ dies bewußt, da ich schließlich nicht einem von mir selbst Präsentierten und dazu noch Ihnen Konkurrenz zu machen Geschmack fand.“¹¹¹

Mit Wirkung vom 1. September 1950 wurde Hübinger schließlich eine außerordentliche Professur für mittelalterliche und neuere Geschichte an der Universität Bonn verliehen. Einen Monat später wurde er zum Beamten auf Lebenszeit ernannt.¹¹² 1951 erhielt er eine ordentliche Professur für Mittelalterliche und Neuere Geschichte in Münster, wo er sich wiederum bevorzugt „den Anfängen, Bedingungen und Formen des Auseinanderlebens des deutschen und französischen Volkes und ihrer Staaten“ widmete.¹¹³ Bei einem Vortrag über „Das deutsch-französische Verhältnis und mittelalterlichen Grundlagen“ auf der XI. Vollsitzung der Arbeitsgemeinschaft für Forschung auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften am 18. März 1953 bemängelte er jedoch, dass in der Vergangenheit der „Gesamtkomplex der deutsch-französischen Beziehungen überwiegend in das einseitige Licht eines ausschließlich machtpolitischen Antagonismus“ gerückt worden sei. Er erinnerte an den „Mißbrauch der Geschichte“, um „machtpolitische Ansprüche zu legitimieren oder ein nationalistisch verengtes Geschichtsbild mit historischen Pseudoargumenten zu untermauern“. Dabei wies er auf die besondere Verantwortung der Historiker für den deutsch-französischen Gegensatz hin: „Die bella diplomatica der Geschichtsforscher setzten sich bekanntlich noch fort, nachdem Friedensschlüsse den militärischen Begegnungen der beiden Völker jeweils ein Ende bereitet hatten.“¹¹⁴

¹¹¹ Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 26.4.1946; *ibid.*

¹¹² Kultusminister des Landes Nordrhein-Westfalen an Paul Egon Hübinger, 31.10.1950; *ibid.* Bd. 187.

¹¹³ Kottje, Paul Egon Hübinger. Zu Lebensweg und -werk (wie Anm. 27), S.XVI.

¹¹⁴ Vgl. den Vortragstext und die Transkription der sich anschließenden Diskussion, an der u. a. die Historiker Franz Steinbach, Max Braubach, Peter Rassow und Walther Holtzmann teilnahmen, in: UA Bonn, NL Hübinger. Bd. 128.

Diese Einsicht und der Wille, der deutsch-französischen „Erbfeindschaft“ auch auf dem Felde der Wissenschaft ein Ende zu setzen, bewogen sowohl Hübinger als auch Ewig, nach 1945 den Dialog mit den französischen Kollegen zu suchen. Um den Austausch zu verstetigen und zu institutionalisieren, engagierten sie sich maßgeblich bei der Gründung des Deutschen Historischen Instituts in Paris im Jahre 1958.¹¹⁵ Die feierliche Eröffnung am 21. November, bei der Ewig die abendliche Ansprache bei Tisch in lateinischer Sprache hielt, stand ganz im Zeichen von Verständigung und Versöhnung.¹¹⁶ Indem er die Forschungsstelle in das Denken und den Geist von Wilhelm Levison und Ernst Robert Curtius stellte, knüpfte er an seine eigenen ersten intellektuellen Prägungen an. Dass er zudem eine maritime Metaphorik wählte, die Wasserstraßen als kommunizierende Räume erscheinen ließ, und sich damit demonstrativ von den aggressiven Grenzdiskursen der Zwischen- und Kriegszeit absetzte, ging nicht zuletzt auch auf seine Erfahrungen in Metz zurück, die ihn in der Überzeugung bestätigten, nach dem Krieg neue Brücken nach Frankreich zu bauen.¹¹⁷

Fazit

Im Rahmen der Forschungen zur Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft konzentrierten sich die Studien in den letzten Jahren vorwiegend auf die ‚Vordenker der Vernichtung‘. Darüber hinaus geriet eine ältere Generation von Historikern in den Fokus, die entweder schon 1933 auf einem Lehrstuhl saß oder diesen Karriereschritt in den ersten Jahren des NS-Regimes taten. Wesentlich weniger Beachtung fand der wissenschaftliche Nachwuchs, der sich während des ‚Dritten Reiches‘ seine ersten wissenschaftlichen Sporen erwerben musste. Matthias Berg führt diesen Tatbestand sicherlich nicht zu Unrecht auf die ‚relativ kurze Zeitspanne [zurück], in der nationalsozialistischer Wissenschaftsnachwuchs ausgebildet werden konnte‘,¹¹⁸ was die Frage der prägenden Wirkung die-

¹¹⁵ Vgl. Das Deutsche Historische Institut Paris = L'Institut historique allemand 1958–2008, hrsg. von Rainer Babel & Rolf Große, Ostfildern 2008.

¹¹⁶ Vgl. Ulrich Pfeil, Vorgeschichte und Gründung des Deutschen Historischen Instituts Paris. Darstellung und Dokumentation (Instrumenta, Bd. 17), Ostfildern 2007, S. 159 f.

¹¹⁷ Vgl. Ulrich Pfeil, Eugen Ewig. Ein rheinisch-katholischer Historiker zwischen Deutschland und Frankreich, in: François Beilecke, Katja Marmetschke (Hg.), Der Intellektuelle und der Mandarin. Für Hans Manfred Bock, Kassel 2005, S. 527–552.

¹¹⁸ Matthias Berg, Lehrjahre eines Historikers. Karl Bosl im Nationalsozialismus, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 59 (2011) 1, S. 45–63, hier S. 45. Vgl. jetzt Peter Herde, Benjamin Kedar, A Bavarian Historian Reinvents Himself. Karl Bosl and the Third Reich, Jerusalem 2011 und dazu den Kommentar von Patrick Bahners, Die Legende eines Humanisten, in: FAZ, 154/6.7.2011.

ser Jahre stellt. Dieser These widerspricht Jens Thiel in einem der wenigen, aber gerade deshalb umso verdienstvolleren Beiträge zum wissenschaftlichen Nachwuchs zwischen 1933 und 1945: „Es gab eine durch die spezifischen politischen und wissenschaftlichen Rahmenbedingungen des Dritten Reiches geprägte akademische Generation oder Generationseinheit“.¹¹⁹ Er zählt zu ihnen nicht alleine „weltanschaulich gefestigte, politisch aktive oder gar verbrecherische Nationalsozialisten“, sondern auch Angepasste, Mitläufer und Distanzierte. Wie auch Thiel einräumt, wäre zur Versachlichung der Diskussion vielleicht der Begriff „Angehörige einer nationalsozialistisch geprägten Generation“ angemessener. Doch ungeachtet der Terminologie zeigt auch das Beispiel der in diesem Beitrag thematisierten Gruppe katholisch-rheinländischer Mediävisten, welche tiefgreifenden Konsequenzen die „Machtergreifung“ und ihre Folgen für den Karriereverlauf von Nachwuchswissenschaftlern haben konnte. Im Falle von Ewig und Hübinger hielt ihre sozio-kulturelle Prägung sie davon ab, sich dem NS-Regime opportunistisch an den Hals zu werfen, was sie nach 1945 dazu prädestinierte, zu den Gründungsvätern des DHI Paris zu avancieren und in dieser Funktion einen wichtigen Beitrag zur deutsch-französischen Annäherung zu leisten. Nicht zu übersehen war dabei, dass die Ausbildung zum Archivar in Dahlem, bei der sich überdurchschnittlich viele junge Historiker aus dem marginalisierten und bisweilen unterdrückten katholischen Milieu wiederfanden, nicht nur Vorschub zur Herausbildung von ähnlichen Perspektiven auf politische Ereignisse leistete, sondern zugleich ein generationsstiftendes Bezugsereignis war und das Gefühl verstärkte, einer gemeinsamen Generationskohorte anzugehören, die nach dem Ende des „Dritten Reiches“ Ansprüche auf „Wiedergutmachung“ geltend machen könne.

Ihr Beispiel weist jedoch noch auf einen weiteren Tatbestand hin: Gerade weil es die Nationalsozialisten unterließen, eine nationalsozialistische Wissenschaft präzise zu definieren, schufen sie ein Ventil, das den Anpassungsdruck minderte. Frank-Rutger Hausmann hat gerade mit Bezug auf den „Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften“ konstatiert, dass „grobe Verstöße gegen die Gebote der Objektivität und Neutralität bis auf wenige Ausnahmen [...] vermieden wurden“.¹²⁰ Selbst Wissenschaftler, deren Dissens und Verweigerung dem Regime nicht unbekannt geblieben waren, konnten sich trotz allem im Wissenschaftsbetrieb des „Dritten Reiches“ halten, wenn auch nicht an höchster Stelle. Sie profitierten

¹¹⁹ Jens Thiel, *Gab es eine ‚nationalsozialistische‘ Akademikergeneration? Hochschullehrerlaufbahnen und generationelle Prägungen in Deutschland und Österreich 1933/38 bis 1945*, in: *Zeitgeschichte* 35 (2008) 4, S. 230–256, hier S. 245.

¹²⁰ Frank-Rutger Hausmann, *‚Deutsche Geisteswissenschaft‘ im Zweiten Weltkrieg. Die ‚Aktion Ritterbusch‘ (1940–1945)*, Dresden 1998, S. 275.

dabei von dem gerade im Krieg immer akuter werdenden Nachwuchsmangel, der „eine rigorose, politisch ausgerichtete Personalpolitik praktisch unmöglich [machte], wenn das Kriterium der fachlichen Qualifikation nicht völlig in den Hintergrund treten sollte“.¹²¹

Liefen die Karrieren von Hübinger und Ewig somit weitere *success stories* in der Wissenschaftsgeschichte, die in der Vergangenheit so reich an Wissenschaftlerbiographien war, die als „kumulative Abfolge von Höhepunkten“ konstruiert waren? Beide Fälle zeigen hingegen, dass die Lebenswege nicht linear verliefen und die persönlichen Rückschläge nicht bereits „die strahlendere Vollendung des Helden“¹²² in sich bargen. Sie verweisen auf soziale Prozesse innerhalb der Wissenschaft, die uns zu den Bedingungs- und Wirkungszusammenhängen einer Disziplin hinführen. Der biographische und generationsbezogene Ansatz leistet damit einen wichtigen Beitrag zu einer stärkeren Verschränkung von Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte.

¹²¹ Michael Grüttner, Die deutschen Universitäten unter dem Hakenkreuz, in: John Connely, Id. (Hg.), Zwischen Autonomie und Anpassung: Universitäten in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts, Paderborn 2003, S. 67–100, hier S. 87.

¹²² Vgl. die Zitate dieses Abschnitts in: Margit Szöllösi-Janze, Lebens-Geschichte – Wissenschafts-Geschichte. Vom Nutzen der Biographie für Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 23 (2000), S. 17–35, hier S. 22.

